

Der gestohlene Eiffelturm

ROMAN VON
FRANK HELLER

14)

Worauf zielten sie ab? Die Worte des Professors beim Souper kamen mir wieder in den Sinn. Waren es die Vorbereitungen zu seinem Coup, die ich mitangesehen hatte? Aber den Eiffelturm zu stehlen! Der Gedanke erschien mir immer grotesker. Wie sollte man ein Gebäude von siebentausend Zentnern stehlen? Es würde jedenfalls nicht leicht sein, die Diebesbeute abzutransportieren oder sie loszuschlagen! Nein, die Worte des Professors konnten natürlich nur in einem Sinne gedeutet werden: als Scherz. Und die Szene, der ich eben beigewohnt, war vermutlich genau das, wofür der Chauffeur und der Wächter sie ausgegeben hatten, eine, wenn auch eigentümliche, so doch alltägliche Episode im Leben einer Großstadt.

Ich zuckte die Achseln und ging weiter. Ohne irgendeinen Plan für meine Wanderung schlenderte ich der Seine entlang, am Quai d'Orsay vorbei und über den Pont Royal zum rechten Ufer hinüber. Hie und da blieb ich am Quai-geländer stehen, um das Wasser des Flusses in der Nachtbeleuchtung vorbeigleiten zu sehen. Ab und zu setzte ich mich auf eine Bank und hörte mir die Gespräche in meiner Nähe an. Sie waren nicht immer so idyllisch, wie man sich vorstellte. Beispielsweise hörte ich einen Soldaten, der offenbar Nachurlaub hatte, sich darüber beklagen, daß das wohl für lange Zeit das letztemal war. Von morgen an waren alle Urlaube eingezogen. Gott allein wußte, wann er seine Geliebte wieder treffen konnte. Und welchen Sinn hatte eine solche Maßregel? War denn nicht Friede? Ja. Und konnte um diese Jahreszeit von Manövern die Rede sein? Nein. Warum dann einen armen Kerl schikanieren und ihm die einzige Freude rauben, die er im Leben hatte? Darauf gab es nur eine Antwort: da steckte dieser verdammte General dahinter! Das war ein echter Soldatenschinder! Merde alors!

Noch immer verspürte ich keine Lust zum Schlafen. Wenn ich jetzt nach Hause ging und mich niederlegte, würde ich — das wußte ich — mich nur im Bett hin- und herwälzen und an den ominösen Besuch denken, den Monsieur de Varèze mir abstatten wollte. Und nun kam mir eine Idee. Warum nicht den Stier bei den Hörnern packen? Warum nicht selbst Monsieur de Varèze aufsuchen und hören, was er mir zu sagen hatte? Nichts ist schlimmer als die Ungewißheit. Wenn die Pest in Bagdad Tausende tötete, tötete die Furcht vor der Pest Zehntausende! Und während ich seinen Besuch erwartete, erwartete er den meinen nicht! Er würde auf ihn wie eine Bombe wirken. Vielleicht konnte ich ihn so erschrecken, daß er seine Pläne gegen

mich, welcher Art sie nun sein mochten, wieder aufgab. Mit einem Worte, ich hatte bei einem solchen Vorgehen alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Aber wo konnte ich ihn um diese Stunde treffen? Die Antwort ergab sich von selbst: in seiner Redaktion. Ich warf einen Blick den Quai entlang und fand ein Taxi. Eine halbe Minute später war ich auf dem Weg zur Redaktion der «Attaque».

Als ich hinkam, schlug die Uhr eins. Ich bezahlte das Auto und ging durch die Reklameräume der Zeitung im Erdgeschoß, wo sie die Telegramme und Bilder zur Tageschronik ausstellte, in den ersten Stock, wo sich die Redaktionslokale befanden. Sie waren nicht groß.

Wenn man den Einfluß der Zeitung nach ihrem Flächeninhalt beurteilen sollte, konnte die Regierung des Landes noch einige Zeit ruhig schlafen. Aber ich kannte die französischen Presseverhältnisse zur Genüge, um zu wissen, daß der äußere Schein oft trügt und daß die Geschichte des Landes mehr als einmal von Zeitungen geschrieben wurde, deren Format das eines gewöhnlichen Taschentuches kaum überstieg.

Ein noch junger Mann eröffnete mir auf meine Frage, daß Monsieur de Varèze sich in der Redaktion befände, aber beschäftigt sei und im übrigen um diese Stunde keine Besuche zu empfangen pflege.

«Schön, aber wollen Sie ihm auf alle Fälle meine Karte geben.»

Zur Antwort zuckte er die Achseln und kehrte zu der Beschäftigung zurück, der er sich bei meinem Eintritt gewidmet hatte, nämlich dem Studium der Trabrennliste für den morgigen Tag. Wenn man den Löwen in seiner Höhle aufgesucht hat, ist man nicht geneigt, sich die Frechheiten eines Schakals gefallen zu lassen. Ich nahm dem jungen Mann sanft aber bestimmt seine Trabrennliste aus der Hand. Er fuhr mit einem Fluch in die Höhe. Ungefähr im selben Augenblick öffnete sich die Türe zu einem inneren Zimmer, und ein wachsgelbes Gesicht mit brennendheißen, schwarzen Pupillen zeigte sich in der Türspalte. Bei meinem Anblick nahmen sie zum ersten Male, seit ich Monsieur de Varèze kannte, einen Ausdruck von wirklichem Stauern an. Sie sagten so deutlich wie mit Worten, daß dies das letzte auf der Welt war, das er sich erwartet hatte. Er hob die Hand, und wie durch einen Zauberschlag hörte der junge Mann auf, die Luft mit weiteren Merderufen zu erfüllen.

«Was ist denn los, Gerard? Veranstalten Sie in der Redaktion Boxkämpfe? Wollte dieser Herr mich sprechen? Warum kommen Sie denn nicht mit seiner Karte herein? Welchen Begriff von französischer Höflichkeit geben Sie da einem Ausländer! Bitte sehr — hier durch!»

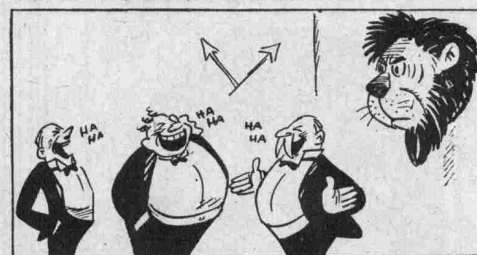
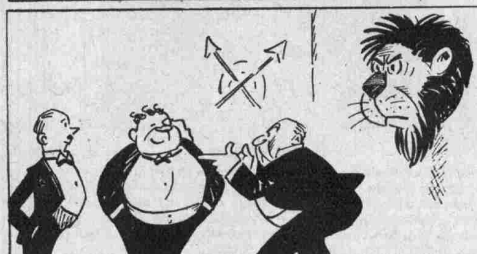
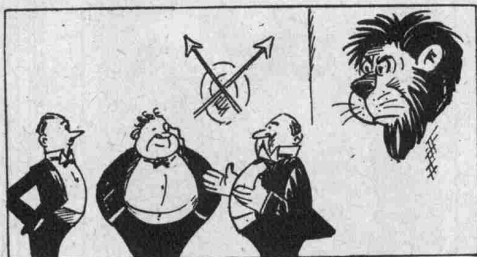
Das letztere war an mich gerichtet. Ich ging voran in einen Verschlag von der Größe einer Schiffskabine. Wir nahmen gemessen einander gegenüber Platz.

«Ich muß sagen, das ist eine Ueber-raschung!»

Ich zuckte die Achseln.

«Ich wußte, daß Sie mir Ihren Besuch zudachten, und da meinte ich, ich könnte Ihnen die Mühe ersparen. Ein Herr, der einen Staatsstreich plant, hat keine Zeit zu verlieren, während ein schlichter Ausländer...»

Er kniff die Lippen zusammen.



Eine Jagdgeschichte.